



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

L., O.: Aus den schwarzen Bergen. 1

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

schon jetzt wird man im Deutschen Reiche wohl daran thun, den Dreibund und Zweibund angeichts der drohenden Entwicklung mit andern Augen als bisher anzusehen.

Ein alter Parlamentarier



## Aus den schwarzen Bergen

### 1



George Henry Lewes erzählt in seinem Leben Goethes am Anfang des Kapitels über Wilhelm Meister eine kleine Geschichte, die sein Übersetzer, Fresse, ich weiß nicht, aus welchem Grunde, unterdrückt hat: Ein Franzose, ein Engländer und ein Deutscher erhielten den Auftrag, der Welt die Beschreibung des interessanten Tieres, das man Kamel nennt, zu liefern. Der Franzose eilte schnell nach seinem Jardin des plantes, verbrachte dort eine Stunde in oberflächlicher Betrachtung, ging nach Hause und schrieb ein wohlstilisiertes Feuilleton. Es enthielt keine einzige Phrase, gegen die die Akademie hätte etwas einwenden können, aber auch nichts, das die allgemeine Kenntnis des Gegenstandes erweiterte. Der Franzose war jedoch äußerst zufrieden und verkündete der Welt laut: *Le voilà, le chameau!* Der Engländer packte seinen Theekessel und einen ganzen Koffer voll andre ihm notwendigen Reiseeffekten, schlug dann sein Zelt in der Wüste auf, verbrachte dort zwei Jahre mit der Beobachtung des Kamels, worauf er heimkehrte, beschwert mit einem dicken Bande Notizen, die, obwohl ohne jede Übersicht angeordnet, dennoch jedem Nachfolger gutes Material über das Kamel darboten. Der Deutsche aber, der die Frivolität des Franzosen wie die unphilosophische Behandlungsart des Engländers verachtete, zog sich in sein Studierzimmer zurück, um dort die Idee des Kamels aus der Tiefe seines moralischen Bewußtseins herauszuentwickeln.

Es scheint, die Zeiten haben sich seit dem Erscheinen des berühmten Buches geändert. Nicht mehr so ganz sind Wolkentuckucksheime, Sentimentalität und philosophische Goethesforschung — und gegen die philosophische Kritik, die aus Faust und Wilhelm Meister alles mögliche herauslesen wollen, richtete sich der Vorwurf des Engländers — in Alldeutschland in Ehren, Mondscheinacht und Nachtigallengetriller nehmen nicht mehr Herz und Ohr des gefühlvollen Michel gefangen, seitdem er seinen Blick auf die ganze Welt gerichtet hält, und es ist nicht mehr ganz so leicht wie ehemals, ihm, während er dem Wellengeflüster und dem Rauschen hoher Eichbäume lauschte, die Taschen zu leeren; und was die Studierstube im Gegensatz zum Kofferpacken und Reisen

anbetrifft, so wies die Kajüte des „Graf Wurmbrandt“ vom Triester Lloyd, der vier reichsdeutsche Reisende ihrem Reiseziel Montenegro entgegenführte, schlagend nach, daß man sich jetzt auch bei uns das Kamel aus der Nähe zu besehen pflegt. Wenn dennoch der hier folgenden Schilderung unserer Tour, obgleich sie keineswegs aus der Tiefe des moralischen Bewußtseins entwickelt ist, ein wenig von der flüchtigen Skizzenhaftigkeit des Franzosen anhaften sollte, so . . . doch . . . le voilà, le chameau!

Die Küste Dalmatiens wird von einer Anzahl Inseln begleitet, deren den Gebirgszügen des Festlandes paralleler Lauf, deren langgestreckte Form, deren vegetationsloser Anblick deutlich beweist, daß sie nur die höchsten Kuppen unterseeischer Gebirge sind, die einst mit dem Hauptlande zusammenhingen, bevor das gefräßige Meer sie trennte. Im Gegensatz zur westlichen Meeresküste, die durch Anschwemmungen stärker und stärker versandete, ist ein guter Teil Dalmatiens im Laufe der Jahrtausende versunken; zu Zeiten der Ebbe sieht man noch heute die untergegangnen Vinetas, gepflasterte Straßen, Mauern, Gebäude von den Ufern aus. Der Reisende ist dem langdauernden Zerstörungswerke der See herzlich dankbar, denn wie auf einem Flusse gleitet der Dampfer in den engen, tiefen, inselumschlossenen Kanälen dahin. Der *dux inquieti turbidus Hadriae*, der nach Horaz den gerechten Mann so wenig in seinem Sinne erschüttert, wie das drohende Antlitz des Tyrannen, hatte uns alle in einem weniger edeln Teile während der Passage des Quarnero, des berühmten Golfs von Fiume, affiziert, und die Ruhe nach überstandner Erschütterung wurde ebenso wie die frisch angesteckten Cigarren mit Vergnügen von uns eingenossen.

Spalato ist wohl mit Recht das Mekka jedes dalmatinischen Küstenreisenden. Die Stadt, wie ihr Name, birgt einen Palast (*Salonae palatium*), wie ihn in dieser Ausdehnung nur Roms Riesenkkräfte schaffen konnten, den des Kaisers Diokletian. Er hat die Gestalt eines Rechtecks, das mit seiner schmalen Seite dem Meere zuliegt, sodaß die Mauern des Fürstenthums dem Landenden sofort ins Auge fallen. Häuser modernen Stils sind an diese mächtige Wand angeklebt, wie im feudalen Mittelalter die Wohnungen der Hörigen an die schützenden Burgfelsen der Ritter, denn mehr als die Hälfte der neuen Stadt liegt innerhalb der Umfassungsmauern des alten Baues. Das Peristylum, der offene Platz in der Mitte des Palastes, ist der am besten erhaltne Teil, auf drei Seiten des mit Quadern gepflasterten Raumes stehen auch jetzt zahlreiche, sich inmitten der übrigen Zerstörung wunderbar ausnehmende bogentragende korinthische Säulen, über die sich ein gebälkartiges Gesims horizontal hinzieht. Stufen führen rechts vom Peristylum hinweg zum Tempel des Jupiter, dessen Inneres durch Säulenstellungen und Nischen gegliedert ist. Halbkreisförmige und rechtwinklige Nischen dringen energisch in die Wände ein, und zwischen sie treten große korinthische Säulen mit gekröpftem

Gebälk, während vierundzwanzig Säulen, sämtlich mächtige Monolithen aus ägyptischem Granit, den Bau von außen umkleiden. Den Eingang zum Tempel bewacht eine ewige Sphinx — eine von denen, die Ägypten einst über das ganze Römerreich verbandte —, wie um uns an den Geburtsort der Architektur zu erinnern.

Der ruhige Gesichtsausdruck der Sphinx imponiert dem Beschauer. Beidenwert ist diese eiserne Gleichgiltigkeit, dieses „was kümmerts mich?“, diese Mischung von Stumpfsinn und Selbstbeherrschung. Was geht es die Sphinx an, wenn die bildenden Künste untergegangen sind, und häßliche Karikatur, jämmerlicher Plunder, lendenlahme Schwindsucht an ihre Stelle getreten sind? In ihrer Heimat, am sonnigen Nil, da begann einst die Architektur, schwer und unbeholfen noch und mehr durch ihre massige Wucht Eindruck schaffend. Jahrhunderte später wurde das Ideal der Schönheit entdeckt und verwirklicht in Athens Parthenon. Die Erinnerung an die Machtfülle Roms, selbst des schon sinkenden Roms, ruft in uns dieser einzige, enorme Kaiserpalast wach, und das, was später kam, zeigen beredt diese wie Vogelnester an die Überreste gewaltiger Vorzeit geklebten, modernen Schmarogerhäuser. Die Reste der alten Herrlichkeit sind noch immer besser erhalten, als der jetzt schon baufällige Nachwuchs der spätern Zeit, verächtlich schauen die Kapitäle von ihren Säulen herab auf kurzlebige, herstende Steine; die sind nicht für alle Zeiten gebaut, die stammen nicht von Roma aeterna! Verächtlich scheint auch die Sphinx zu lächeln. Es liegt etwas wie Trauer in ihrem Blick. Vielleicht ist sie doch nicht gefühllos.

Und was kam nach Rom? Wohl kann man sich in Westminster, an den Ufern der Themse, an dem massigen Klotz des englischen Parlaments erfreuen, erstaunt zu Mailands und Straßburgs Domen und zum Wiener Rathaus emporschauen — aber in nichts verschwindet diese gepresste, bizarre, groteske Schönheit des gotischen Stils dem, der klassische Ideale im Herzen trägt. Die Einfachheit und Natürlichkeit fehlt der Gotik, diese Grundbedingung aller Schönheit und darum aller Kunst — das Ornament ordnet sich nicht der Idee des Ganzen unter, sondern wird zur Hauptsache —, ein Spiegelbild der Zeit, in der sie entstanden ist, wie auch unsrer Jahrhunderte, die überhaupt keinen Baustil mehr erfunden haben, und die der strengen, sich alles unterordnenden Prinzipien so bitter ermangeln. . . . Es ist zum Lachen, in welchem majestätischem Stumpfsinn das Vieh daliegt! Hör einmal, Sphinx! Schnürt sich dir nicht melancholisch die Tierkehle zusammen, wenn du den Glanz und die Hoheit der Vergangenheit mit der finstern Ohnmacht der Gegenwart vergleichst? Was sind Louvre und Tuilerien, Eremitage und Escorial gegen den Kaiserpalast am Palatin, Hadrians Villa in Tivoli bei Rom, Domitians am Albanersee und gegen den mächtigen Ausdruck des Willens dieses Soldatenkaisers? Hier stand ein Theater, dort war ein mächtiges Mausoleum, hier

die Kasernen der Garden und ein Fischteich mit klarem Bergwasser und unzähligen flinken Forellen, dort wandelte man im Schatten kühner Säulengänge, hier war das Forum, dort betete man zu Jupiter — nicht auf den Knien, nicht gebeugten Hauptes, nicht als demütiger Sünder, nicht als zerknirschter Erdenwurm, Sphing! — in einem Tempel, geschmückt mit Hunderten von schönen Götterstatuen. Siehst du nicht die Reste der Wasserleitung dort, die Zehntausende von Metern weit die Wässer aus dem Gebirge herführte? Du sahst es ja selbst mit an, du mußt es wissen, daß bei den Alten das Baden eine Kunst war und nicht ein Reinigungsprozeß. Soll ich dir erzählen, wie schlecht die ersten Städte unsrer Welt mit Wasser versorgt sind? Wie schmutzig wir sind? Wie wenig den Zeigigen der Strahl der lebenspendenden Sonne zum Dasein notwendig ist, und wie sie hohe Himmelskräzer bauen mit jämmerlichen Luft- und Lichtlöchern und noch stolz darauf sind? . . . Ist das Menschengeschlecht nicht auch häßlicher geworden, Sphing? Sieh dir ihre Frauen an, wie sie sich kleiden, aufbauschen, einschnüren, Moden wechseln, sie haben keinen Geschmack mehr, nicht wahr?

Ah, du bist ja stumm! Hast du doch geschwiegen seit der Zeit, wo Diokletianus Cäsar, der dem absterbenden Römerreiche noch einmal Lebenskraft einflößte, hier seinen Kohl baute, alle die langen, bangen Jahrhunderte, in denen eine im Vorurteil befangne Geschichtschreibung seinen guten Namen verbaut und mit Schutt zugedeckt hat, wie die Bürger von Salonä seinen Palast zu Spalato? Ohne Verwunderung sahst du jene Bürger vor den Avaren einst hierher flüchten und hinter den festen Mauern des Schlosses Zuflucht suchen und Heimstätte finden. Du sahst, wie Architrave und himmelstrebende Säulen, Porphyrs- und Marmorstatuen eingemauert wurden in die Häuser von Krämer- und Bauern. Wortlos starrest du vor dich hin, als der schöne Tempel des Jupiter, vor dem du liegst, in eine christliche Kirche verwandelt wurde, der Tempel, worin der große Hasser der staatsgefährlichen Judensette einst zu seinem Gotte betete. Nicht eine Taze hast du zur Vertreibung gerührt, als sich der beflügelte Löwe von St. Markus neben dir niederließ und Dalmatiens Fluren ihres Wälderschmucks zur Herstellung seiner hölzernen Mauern beraubte, und als der letzte der stolzen Dogen abdankte und man die Marseillaise um dich pfiß und die Trikolore im Winde flattern ließ, und wie dann Österreichs Doppeladler hier seine Krallen einschlug — auch da hast du geschwiegen!

Du bist stumm und dumm, Sphing! Oder sehr weise! Denn was geht es dich an?

Und was geht es Sie an? fragte mein Wandergesährte spöttisch. Jedes Jahrhundert hat seine besondern Aufgaben, das unsrige ist dem Gotte Dampf und seiner Gemahlin Elektrizität geweiht.

Dann kamen noch einige Worte, wie Röntgenstrahlen, sibirische Bahn, Naturwissenschaften, und dann der Rat, schnell zum Dampfer zurückzukehren, um nicht den Anschluß zu veräumen.

Am nächsten Morgen ankerten wir in der Bucht von Gravosa, dem Hafen für die einstmal's mächtige Republik Ragusa, das heute ein Städtchen von 5000 Einwohnern ist. Die warme Morgensonne bestrahlt eine italienische Landschaft, die Zone der immergrünen Laubhölzer beginnt hier plötzlich. Die Bora, der gefürchtete Nordwind, kann hier nicht ganz soviel Schaden anrichten wie im obern Dalmatien, unterhalb Spalato springen die Inseln, die höher herauf ihre Schmalseite dem Winde darbieten, Brazza, Lesina, Curzola, Meleda und Vissa bekannten Angedenkens wie die Finger einer nach Italien ausgestreckten Hand hervor und schützen den Südküsten von Dalmatien vor dem eisigen Ruffe der Windsbraut. An den Küsten recken sich die Berge höher und höher, der Dampfer verändert plötzlich seinen Kurs und biegt um ein mit einem Fort geschmücktes Vorgebirge herum, um dann wie auf einem Schweizer Gebirgssee auf ruhigem Wasser in einem bald breiter werdenden, bald sich verengernden Kanale hinzugleiten. Das sind die berühmten Bocche von Cattaro, in die Montenegro's Felsen steil hineinfallen, ein Hafen, der sämtliche Kriegsmarinen der Welt bequem aufnehmen und gegen Sirokko wie Bora schützen könnte. Cypressen- und Pinienhaine umgeben die weißgetünchten Dörflein, Villen und Campanili, der grüne Gürtel aber verliert sich bald noch oben zu, von wo die kalten Bergriesen der Tschernagora, unter ihnen der heilige Lowltschen, ernst herüberwinken.

Cattaro liegt eingepfercht zwischen Berg und See, von einem alten venezianischen Gemäuer überragt, am Ende des einen Gipfels der Bocche. Von hier aus windet sich eine schöne Kunststraße in mächtigen Serpentinien den steilen Berg hinan nach Cetinje. Bald ist der Handel um Wagen und Pferd für die achtsündige Fahrt abgeschlossen, langsam neben dem geschwägigen Dalmatiner Kutscher einhererschreitend steigen wir den Weg hinan, bis wir nach einer Stunde des Klimmens an die Stelle kommen, wo schräg über die Straße hinweg gepflasterte Steine die Grenze Montenegro's bezeichnen. Zollhaus und Grenzwächter fehlen. Noch sind wir jedoch, wie uns ein Blick seitwärts hinunter in die Tiefe lehrt, nicht von Italiens lieblichen Auen geschieden, dort unter uns, tief im Grunde, liegen die Bocche in ihrer Sanduhrform, wie eine Reliefkarte, wir sehen die enge Mündung in das weite Adriatische Meer, und ebenfalls zu unsern Füßen drei mächtige kanonen- und gräbengeschmückte Forts, die Austrias heißumstrittne Südspitze gegen räuberische Einfälle der Hinterlandbewohner besser als ehedem schützen werden.

Wenn wir gerade unter uns sehen, bemerken wir Cattaro; ein neben uns herüberhängender Felsblock müßte beim Herabfallen die Kirche treffen oder unserm „Graf Wurmbrandt“ das Verdeck einschlagen — wie ein schmückendes Band schlingt sich das helle Grün der untersten Bergabhänge, mit ihren Pinienhainen, Feigenbäumen, Aloes, dem Lorbeer und dem Granatstrauch, mit dessen Frucht der Südländer noch heute die Vorstellung reichen Segens ver-

knüpft, an das Tiefblau des Meeresarmes. Die Straße steigt immer noch in Windungen aufwärts, dann biegt sie langsamer sich hebend in eine Schlucht zwischen den Bergen Kerstatsch und Lomtschen hinein, noch ein Blick zurück auf den lachenden Fjord, und ein andrer vorwärts überzeugt uns, daß wir jetzt wirklich in Montenegro sind.

Man stelle sich ein großes Felsenbassin vor, das rings von grauem, kahlem Kalkgestein umgeben ist, den Boden bedeckt mit glatten, mächtigen Felsblöcken, kaum daß irgend eine verkümmerte Eiche oder Buche die Lokalfarbe (die nicht schwarz, sondern grauweißlich ist) unterbricht, ein Steinmeer, das auf eines Höhern Gebot plötzlich ins Feste, Starre, Tote metamorphosiert wurde, zerfägte Berggrate, den Kessel überragend, Schlünde, Abgründe, Dolinen, dazwischen hie und da, wie als ob Mutter Natur sich ihrer Dürre und Nacktheit schäme, Fezen angebauten Landes, ein Maisfeld wie ein Handtuch, ein Kartoffelfeld wie ein Bettlaken groß, von Wasser keine Spur, nicht einmal die ausgetrockneten Rinnen, das ist der erste Eindruck des Hochlands, das ist der wahre, echte Karst, wie wir ihn vierzehn Tage lang nicht aus den Augen verlieren sollten, das ist die Umgebung des ersten montenegrinischen Dorfes, Njegusch, aus dem die jetzige fürstliche Dynastie der Petrowitsch-Njegusch Ursprung und Namen genommen hat!

Der Weg läßt links neben sich ein freundliches Landhaus mit grünen Fensterjalousien liegen, den Sommerlustsitz des Fürsten dieser Einöde, und windet sich dann am Golo Berdo, einer hohen Felskante, in die Höhe, die bis zu 1200 Metern aufragend das Kesseltal Njegusch von dem Cetinjes trennt. Die Schatten der Nacht hatten sich schon auf Berg und Thal gesenkt, als wir die Paßhöhe erklimmen und Pferde und Kutscher eine kurze Rast gönnten. Der brave Morlakke hatte anscheinend von der Rast einen guten Gebrauch gemacht; denn als er ins Freie kam, erklärte er mit einem Mute, der vorher nicht auffällig war, er fürchte sich vor keinem Montenegriner, wenn er auch noch so weite Hosen hätte, noch so viele Datagans und Handschaks und silberbeschlagne Revolver im Gürtel trüge. Es schien demnach geraten, sich zu ihm auf den Boek zu setzen, damit das Übermaß seiner Energie ihn nicht etwa in den großartigen Serpentinien, die in das Cetinjer Feld herunterführen, zu unnötigen Bravourstücken verleitete — eine Vorsicht, die nicht unangebracht war. Wilder und steiler führt der geschlängelte Weg hinunter ins Thal, wie die berühmte grusinische Heerstraße im Kaukasus vom Gipfel des Kreuzbergs hinunter nach Transkaukasien, und lächelnd muß ich daran denken, daß ich auch damals auf dem Boeke sitzend den Offetenkutscher, den das genossene gebrannte Wässerchen zum Schlafen einlud, durch lautes Brüllen (in Ermanglung von Russisch) aus Morpheus Armen und mich aus den Wassern der brausenden Aragwa zu retten suchte.

Am Boden einer zweiten punschbowlenförmigen Einsenkung liegt Cetinje

Das Thal zeigt ovale Form, ist vielleicht eine halbe Meile lang und eine viertel Meile breit. Die Straße von Njegusch wird zur Hauptstraße Cetinjes, durchschneidet die ganze etwa zweitausend Einwohner zählende Hauptstadt und wird schließlich am Ostende durch ein stattliches graues, zweistöckiges Gebäude wie von einem Querriegel abgeschlossen und von der ursprünglichen Richtung abgelenkt. Dies ist der Gasthof der Stadt. Wer ins Innere weiter will, hat hier Gelegenheit, sich noch einmal satt zu essen, oft denkt er dann wohl später in stiller Dankbarkeit zurück an die einzige Dase, in der es Weißbrot und Butter gab, und an das einzige Bett der Tschernagora, das so unbewohnt war wie ihre Karstgipfel. Ehre dem Cetinjer Gasthause und seinem Tschernnizaer Wein, selbst Reisende, wie der vom Athenäus erwähnte Archistratos, der alle Gegenden der Welt „seines Magens wegen und der Dinge unterhalb desselben“ (*τῆς γαστρὸς ἐνεκα καὶ τῶν ὑπὸ τῆν γαστέρα*) bereiste, würde gegen Küche und Keller hier nichts einzuwenden haben.

Rechts vom Hotel liegt das Posthaus, wo ein pistolenbewaffneter Beamter so viele Briefmarken verkauft, als er hat, und dahinter ein hübsches Häuschen, das ein einfaches Lesezimmer sowie ein kleines Theater enthält. Wenn wir unsre Schritte zurückwenden und wieder die Hauptstraße kreuzen, so kommen wir an einem Brunnen vorbei auf die Rue du Faubourg St. Honoré von Cetinje, an der dem Hause des englischen Gesandten\*) gegenüber das Neue Palais des Fürsten steht. Es hat Ähnlichkeit mit dem Landhause eines norddeutschen Gutsbesitzers, hat, wie alle Häuser in Cetinje, zwei Stockwerke und ist wie diese mit Ziegeln gedeckt. Schräg gegenüber steht der alte Palast, im Volksmunde „das Billard“ deswegen genannt, weil ein Vorgänger des jetzigen Fürsten einst das erste Billard hier aufstellte, dessen schwieriger Transport die gefährliche Leiter von Cattaro herauf das allgemeine Interesse der Bevölkerung erregt hatte.

Zwischen dem alten und dem neuen Palast steht eine mächtige, dichtbelaubte Ulme, von einer Bank umgeben, auf der der Fürst sitzend mehrere male in der Woche seinen Unterthanen Recht spricht, da er in Zivil- wie Strafsachen letzte Appellationsinstanz ist. Montenegro ist meines Wissens das einzige Land Europas, das ein väterlicher Despotismus regiert; wohl stehn dem Fürsten ein Staatsrat mit einem Präsidenten und mehreren Mitgliedern sowie Minister zur Seite, aber sie haben nur beratende Stimmen und tragen keinerlei Verantwortlichkeit. Hier heißt es nicht: „Der König kann nicht Unrecht thun,“ sondern „Was der König thut, ist recht.“ Selbst die „Stimme des Volkes,“ „das Gewissen der Regierung,“ die Presse, ist nur durch ein Blatt, den Glas Tschernagorza (Stimme des Montenegriners) vertreten, dessen Redakteur seinen

\*) Dem englischen Diplomaten Mr. Kennedy, der deutsche Unterthanen, deren Vaterland in Cetinje keinen Vertreter hat, mit Rat und That unterstützte, an dieser Stelle meinen Dank!

Gänsekiel immer in loyale Tinte taucht, und falls er mit Zeitartikeln bombardierte, nur auf die böse Pforte mit ihren schießlustigen Grenzsoldaten zielt, oder auf die apostolische Majestät in der Hofburg, die Montenegro nur die schlechtgeschützten Häfen von Dulcigno und Antivari überließ, seinen natürlichen Hafen, die Bocche von Cattaro, aber besetzt hält, da sie keinerlei Neigung verspürt, sich durch ein natürlich befestigtes Sebastopol Handel und Gemütlichkeit in der Adria stören zu lassen, und deren Heerführer einst unter den Klängen des Maderkymarsches in der Herzegowina einrückten und die serbischen „Brüder“ die gute deutsche Klinge Montecuccolis und Prinz Eugens fühlen ließen.

W. L.



## Der Römerstaat

### 1. Religion

(Schluß)



arin bestand nun der ethische Gehalt der römischen Religion? Darin, daß die Götter für Schützer einer heiligen, ewigen und unveränderlichen Ordnung angesehen wurden, die jede Verletzung dieser Ordnung rächten. Um von etwas ganz Außerlichem zu beginnen, so wurden z. B. Mißgeburten und Zwitter als etwas Abscheuliches, der Naturordnung, d. h. eben der göttlichen Ordnung Widersprechendes getötet und vergraben oder ins Wasser geworfen (Livius 27, 37 und 39, 22). Vor allem aber wurden die Forderungen der Gerechtigkeit auch im Verkehr mit den Auswärtigen auf das ängstlichste erfüllt. Nie hätte man einen Einfall in Feindesland ohne gegründete Ursache und ohne vorhergehende Kriegserklärung gewagt. Diese aber war eine sehr umständliche Sache und konnte nach dem zu beobachtenden religiös geweihten Ritus gar nicht leichtfertig erlassen werden. Hatte man Ursache zur Beschwerde gegen einen Nachbarstaat, so mußte sich nach Livius 1, 32 der pater patratus mit drei andern Fetialen dahin verfügen und bei Überschreitung der Grenze mit verhülltem Haupte beten: „Höre es, Jupiter, hört es, ihr Grenzgötter, höre es auch das Recht! (fas). Ich bin der Staatsbote der römischen Volkes und komme gerechten und frommen Sinnes als Gesandter; möge meinen Worten Glauben geschenkt werden!“ Und zum Jupiter gewandt: „Wenn ich ungerechter- und gottloserweise die Auslieferung (der und der Gegenstände oder Personen) fordere, so laß mich niemals mehr des Vaterlands teilhaft werden!“ Dasselbe verkündigt er dem ersten Bürger des feindlichen Staates, den er trifft, das-